



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Carneval dieses Jahres zu Rom.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der Carneval dieses Jahres zu Rom.

Il carnevale di Roma! Fortunato chi l'ha veduto! sagte eine Römerin zu mir. Jetzt sieht man nur seinen Schatten. — In der That braucht man nur die polizeilichen Verordnungen zu lesen, um sich von der Wahrheit dieses Ausspruchs zu überzeugen. Man ist so ängstlich bemüht, jeder Tollheit, Ausgelassenheit, Leichtfertigkeit vorzubeugen, daß man die eigentliche Festfreude mit zerstört. Hauptsächlich geschieht dies durch das Verbot der Gesichtsmasken an öffentlichen Orten und Privatlocafen, von welcher Art sie seien, desgleichen aller andern Entstellungen des Gesichts mit falschen Bärten, Farben u. s. w. Von Maskenkleidungen dagegen sind nur die ausgeschlossen, die als Nachahmung der geistlichen und militärischen erscheinen, oder den öffentlichen Anstand beleidigen könnten. Die schrankenlose Freiheit des frühern Carnevals, in der sich die Menge durcheinanderbewegte, jeder dem andern sich unerkannt näherte, Neckerei, Spott und Schmeichelei durch das Geheimniß doppelt reizend waren, Lust und Laune fessellos waltete — alles das ist mit Aufhebung der Maske zerstört. Eine noch nachtheiligere Umwandlung hat der Carneval dadurch erfahren, daß (besonders seit 1848) die Römer der bessern Stände sich so gut wie ganz davon zurückgezogen haben, höchstens von Balkonen aus zusehen. Es ist ein Fest der untern Classen und der Fremden geworden. Die letztern nehmen sich durchaus nicht zu ihrem Vortheile dabei aus: namentlich finden sie an dem Werfen mit Confetti (Gypsfugeln) Vergnügen. Dies ist allmählig aus einer unschuldigen und graziösen Neckerei in eine läppische Gassenbubenrotheit ausgeartet, und das schlechte Beispiel fängt schon an die Römer, deren natürliche Feinheit in solchen Dingen bewundernswürdig ist, zu demoralisiren. Sie werfen hin und wieder schon tapfer mit Gyps und versprechen ihre Lehrer zu übertreffen. Hier wäre eine Aufrechthaltung der polizeilichen Verordnung am Platz, welche alle Confetti von Kalk, Gyps, Pizzolane, so wie solche, die durch ihre Größe schaden können, Aepfel und Eier, zu werfen verbietet, desgleichen alles, was die Stärke des Wurfs vermehren kann, wie Düten, Löffel u. s. w. Es fällt jedoch der Polizei nicht ein, diesen in jeder Minute übertretenen Gesetzen irgendwie Achtung zu verschaffen. In Italien fehlt es nirgend an guten Gesetzen, sie werden nur nicht ausgeführt. Jemand, der einmal in Florenz einen Platz zu passiren wünschte, der zu irgend einem Zweck von Wachen frei gehalten wurde, fragte einen Gendarmen: Si può passare? No, war die Antwort, ma si passa. So geht es auch hier. Am meisten zeichnen sich die Engländer aus, weil eben am meisten englische Touristen während des Winters Rom mit ihrer Anwesenheit beglücken, und die Gebildeten dieser edlen Nation verwahren sich in der That mit allem Grunde dagegen, daß man die Sitten ihres Landes nach denen aller Johnsons und Smiths beurtheile,

die auf dem Continent reisen. Mit einer Hartnäckigkeit, die einer bessern Sache würdig wäre, schütten diese Söhne und Töchter Albions Gypsfugeln pfundweise aus Blechtrichtern, Körben und Schaufeln auf die Köpfe der Vorübergehenden und Fahrenden, wehe dem Wagen, der durch eine Stockung genöthigt ist, unter einem solchen Balkon zu halten! Man schützt sich mit Drahtmasken gegen die Gewalt der Würfe, aber nicht gegen den Kalkstaub, den sie in großen Wolken verbreiten. Selbst die Blumensträuße werden zu Wurfaffen, besonders in diesem Jahre, wo die Kälte der vergangenen Wochen die Frühlingsvegetation unterbrochen hat, und die Kosten des Carnevals größtentheils mit Wurfsträußen bestritten werden, in denen einige Immortellen oder Feldblumen stecken. Jeder Strauß, der zur Erde fällt, wird überdies blitzschnell von einem der vielen hundert Industriellen, die sich im Corso umhertreiben, aufgehoben, und so werden dieselben drei oder vier Mal, nicht zu ihrer Verschönerung, ausboten: Ecco fiori Mosju! Mosju oder Signor Mosju ist die allgemeine Anekdote aller Fremden, weiß Alters, Standes und Geschlechts sie seien, in der Einheit und Mehrheit: die Römer aller Stände lieben es französisch zu radebrechen, und nicht so leicht läßt es sich ein Blumenverkäufer oder Obsthändler nehmen, Mosju und statt Bajoc Sou zu sagen.

Dies sind die Schattenseiten des römischen Carnevals, die besonders in den ersten Tagen unangenehm auffallen, wo die Theilnahme noch gering ist, nur hin und wieder Masken aus den untersten Ständen auftauchen, einzelne Wagen im Trabe hinfahren, ganze Reihen von Stühlen auf dem Trottoir leer stehen, und die Confetti fast ausschließlich den Stoff der Unterhaltung bilden. Dies ändert sich erst mit Giovedì grasso, dem fünften Tage des Carnevals. Nun bietet der Corso in der That ein Schauspiel, das wol kaum seines Gleichen hat, die unabherrschbare Straße ist wirklich in einen Festsaal verwandelt, dessen Dach das reine Blau des Himmels bildet, alle Fenster und Balkone mit rothen und sonst farbigen Teppichen behängt, unten zwei Reihen Wagen, die eine auf die andere niedersahrend, in einem dichten Gewühl, die bunten Trachten, die fliegenden Sträuße, das Geschrei, das Jauchzen — immer ist es doch noch ein Fest, das das Volk sich selbst gibt, wie Goethe sagte. Mädchen und Frauen sieht man am häufigsten in dem reizenden albanischen Costum: ein scharlachrothes goldgesticktes Nieder mit einem gestickten weißen Kragen, die Zöpfe ebenfalls mit scharlachrothem Band durchflochten und silbernen Nadeln durchsteckt. Eigentliche Schönheiten sind nicht häufig, aber die glänzend schwarzen Haare, die blitzenden Augen, der schöne Nacken fehlt der Römerin selten. Die Fremden tragen meist zierliche weiße Ueberwürfe mit Kapuzen. Männer erscheinen besonders als Pulcinelle, manche auch als Harlekine, hin und wieder sieht man das altfränkische Costum. Die untern Stände lieben es besonders, in den Anzügen die Geschlechter zu vertauschen. Ganze Scharen von Trästerverinern in bunten, wenn auch etwas

schmutzigen Costumen ziehen daher, schwenken Flaschen, schlagen die Vorübergehenden mit Britschen oder Schweinsblasen, hin und wieder wendet sich auch ein Redner in Prosa oder Versen an die Menge. Doch bei dem Fehlen der Gesichtsmaske ist der Verkehr im ganzen ein ziemlich stummer, und beschränkt sich auf Hin- und Wiederwerfen von Sträußen, Boubons und Confetti. Endlich ertönen gegen Sonnenuntergang die Schüsse, die den Wagen das Signal geben, den Corso zu verlassen, der mittlere Raum der Straße wird von (französischen) Soldaten, die Spaliere bilden, frei gemacht, und die gedrängt zu beiden Seiten stehende Menge unterhält sich während der halben Stunde, die nur noch bis zum Rennen vergeht, damit, unglückliche Hunde, die in die freie Gasse gerathen sind, mit Geheul und Pfeifen auf und nieder zu hegen. Dann sprengt eine Abtheilung der päpstlichen Dragoner den Corso herauf und wieder herunter: die Pferde werden vom Piazza del Popolo losgelassen, ein paar Minuten und alles ist vorüber. Es waren die elendesten Thiere, die ich seit langer Zeit gesehen habe; die Einrichtung des Rennens ist noch ganz so, wie Goethe sie beschreibt.

Am letzten Dienstage des Carnevals tobt sich die Festlust noch einmal aus. Die Theater bieten an diesem letzten Abende all ihre Kräfte auf, im Apollontheater (der großen Oper von Rom) wird Vormittags gespielt. Der Mocoliabend ist die Krone des Carnevals. Mit dem Einbruch der Dämmerung fangen schon die Lichter an sich hie und da zu zeigen, an Fenstern, auf Balkonen, in den Kutschen: in einer Viertelstunde flimmern und flackern tausende, die unabsehbar lange, enge, von hohen Häusern eingefasste Straße bietet einen unbeschreiblichen Anblick. Nun beginnt überall der Kampf um die Lichter; die Fußgänger können die ihrigen niemals brennend erhalten, die in Wagen Fahrenden und an Parterrefenstern oder auf Stühlen Stehenden müssen sich gegen die Angriffe von allen Seiten vertheidigen. Man bläst nach den Lichtern, schlägt darnach mit den Händen oder mit Schnupftüchern, die oft an Stöcke gebunden sind, wirft mit Sträußen; aus einem obern Stockwerk fährt plötzlich ein Fächer auf die Lichter eines darunter liegenden Fensters. Cavaliere umgeben schützend ihre Damen mit erhobenen Fächern, man hält dem Angreifer neckend vom Wagen oder Balkon das Licht hin, das in dem Augenblick, wo er es zu haschen glaubt, zurückschnellt, man erlaubt einem sein Licht an dem eignen anzuzünden und dies wird zur Vergeltung ausgeblasen: überall die unschuldigste, heiterste, amnthigste Neckerei, so viel tausende von fröhlichen Menschen, die in diesem Augenblick sich um keine brennende Frage in der Welt kümmern, außer ob ihr Mocolo brennt — und bei einem hitzigen Kampf aller gegen alle nirgend eine Rohheit, eine Unfeinheit und was beinahe noch wunderbarer ist, nirgend ein Unfall. In diesem Gewühl so vieler tausende, von denen wenige sich die Zeit nehmen, vor oder hinter sich zu sehen, fahren die beiden Reihen Wagen auf und nieder, man springt auf die Tritte und Schläge, drängt sich unter den Pferden durch, und immer entwirrt sich der

Knäuel wie durch ein Wunder glücklich. Dazu das allgemeine Geschrei: Senza moccoloco! Smorza il moccolo! Ecco il moccolo! — das Jubeln, Jauchzen und Lachen, die bunten Trachten, die Mädchengesichter voll Triumph, Lust und Schalkheit: in der That, dieser Theil des Carnevals hat nichts von seinem Glanz eingebüßt. Um sieben ungefähr beginnen die Lichter zu verlöschen, das Geschrei abzunehmen, die Wagen fahren allmählig davon; bald steht der Corso nur noch so aus, als wäre er zu einem landesväterlichen Geburtstage freiwillig erleuchtet, die weißen Gasflammen treten wieder in ihr Recht und es wird ziemlich still und leer. Denn nun zertheilt sich die Masse in die Theater, die Trattorien: um zwölf läutet die Capitolsglocke den Carneval zu Grabe.

Billigerweise muß ich noch der größtentheils von fremden Künstlern beschickten Kunstausstellung gedenken, die jetzt auf Piazza del Popolo stattfindet, doch kann ich darüber sehr kurz sein. Ein großes nazarenisches Bild, ein Duzend Genrebilder mit römischem Costum, zwei Duzend Landschaften, das ist so ziemlich alles. Die Landschaften sind theils erbärmliche Beduten, theils in jener conventionellen Manier der Franzosen gemalt, wo bei dem Streben nach einem harmonischen Gesamteindruck alle Natur verloren geht, Formen wie Farben verwischt erscheinen, wie z. B. in den Bildern von Papaleu und Andriou. Man begreift nicht, durch welche Brille diese Maler die Natur ansehen, für deren Auffassung sie noch überdies in Rom die schönsten Bilder von Claude und Poussin als Anleitung haben. Uebrigens schicken die bessern Künstler ihre Sachen gar nicht auf diese Ausstellung, die in allgemeinem Mißcredit ist.

Die letzte Woche preussischer Politik.

Berlin, den 13. März. Die verstlossene Märzwoche überragt an politischer Bedeutung ihre Schwester im Jahre 1848. In beiden wurden schwere politische Unterlassungssünden begangen, aber in dieser sind sie viel unerklärlicher, und wir fürchten, daß sie von noch unheilvolleren Folgen begleitet sein werden, wenn man auf dem eingeschlagenen Wege beharrt.

Die Krisis, unter deren Eindruck ich meinen letzten Brief schrieb, ist leider zu einem Austrage gebracht worden, der meine Besorgnisse rechtfertigt. Unmittelbar vor dem Ausbruche des Kriegs zwischen Rußland und den Westmächten handelte es sich darum, nochmals die principielle Uebereinstimmung der vier an den Wiener Conferenzen beteiligten Staaten in Bezug auf die Rechtsfrage in präciser Weise zu formuliren. Es war nicht die Absicht, die deutschen Mächte zu einem activen Einschreiten gegen Rußland zu verpflichten, sondern lediglich, die fortdauernde Uebereinstimmung der vier Mächte nochmals zu documentiren, der